Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 138

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

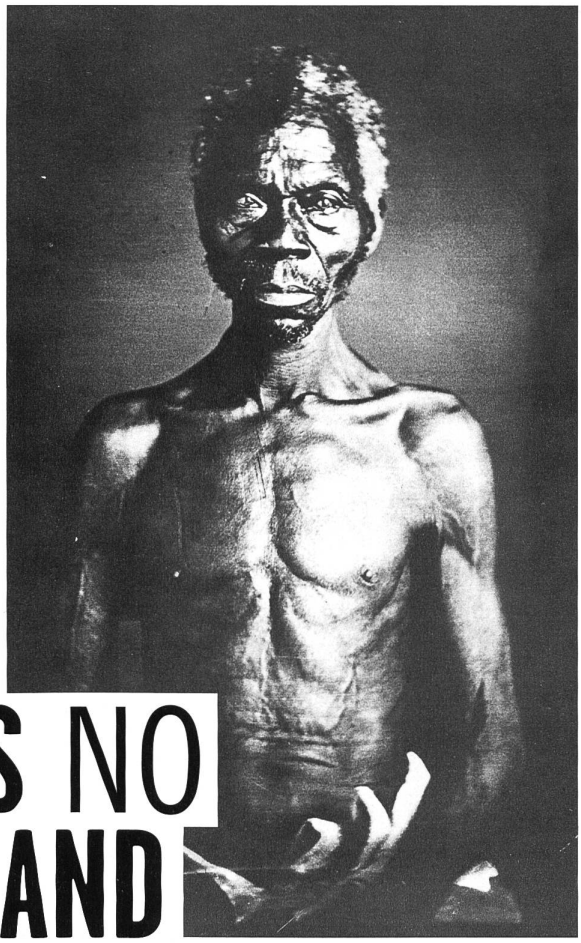
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KULTUR

Bild: Aurelia Markwalder



THERE IS NO HINTERLAND

Nach dem Kabarettstück «Louverture stirbt 1803» geht Hans Fässler in einem Buch der Beteiligung der Schweiz am transatlantischen Sklavenhandel nach. **«Reise in schwarz-weiss», das Mitte Oktober erscheint, behandelt darüber hinaus auch den Umgang eines im Selbstverständnis tadellosen Landes mit seiner längst nicht tadellosen Geschichte.** von Kaspar Surber

Als Ende letzten Jahres eine Chronik der Generalsfamilie Wille erschien, wurde diese von der NZZ als sachlich und undogmatisch bezeichnet. Niklaus Meienbergs Artikelserie «Die Welt als Wille und Wahn. Naturgeschichte eines Clans», 1987 unter einigem Wirbel in der Weltwoche publiziert, wurde dagegen als «polemisches Porträt» abgestempelt, auch wenn die neue Chronik seine alten Erkenntnisse weitgehend übernahm. In einem lesenswerten Artikel in der WOZ schlug Stefan Keller daraufhin eine Bresche für den Journalismus in der Geschichtsschreibung. «Der trockenen, kalten, unbeirrbaren Geschichte ziehe ich die leidenschaftliche Geschichte vor. Und ich bin fast geneigt zu glauben, dass sie wahrer ist», zitierte er den französischen Mediävisten Georges Duby. Tatsächlich hat die unakademische Geschichtsschreibung immer wieder am Selbstverständnis dieses Landes gerüttelt und die Lehrstühle zur Nachforschung angetrieben: Meienbergs Artikel bilden mit den Ausgangspunkt zur Auseinandersetzung um die Rolle der Schweiz im zweiten Weltkrieg. Mit «Grüningers Fall» hat Stefan Keller diese fortgesetzt, daneben mit «Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden» als einer der ersten über die Zwangsmassnahmen in der Psychiatrie berichtet (wiederlesen unbedingt, in diesen Überwachungstagen). Willi Wottreng nahm den Faden im «Hirnriss» auf, seiner Diagnose der Burghölzli-Klinik, und erzählte wiederum in «Tino, König des Untergrunds» die 68er-Unruhen aus Sicht der späteren Hells Angels. Die von Duby genannte Leidenschaft sowie der veränderte Blickwinkel auf die herrschenden Verhältnisse, häufig der Blick «von unten» oder «von aussen», ist diesen Büchern gemeinsam.

Wenn Mitte Oktober nun Hans Fässlers Buch «Reise in Schwarz-Weiss» erscheint, darf man es zweifelsohne ins Gestell dieser liebsten Geschichtsbücher reihen: Zwar ist es nicht das erste zur Beteiligung der Schweiz am transatlantischen Sklavenhandel, wohl aber das engagierteste: Der Autor empört sich auf dreihundert Seiten, dass es trotz des traurigen Themas eine Freude ist. Der gewählte Blickwinkel wiederum macht seine Empörung verständlich: «Ich habe», schreibt Fässler, «im Kontakt mit Historikern und politischen Aktivisten rund um den Atlantik die – je nach Sichtweise – dumme Gewohnheit oder Fähigkeit angenommen, Texte, Quellen, Fakten zur schweizerischen Sklavereibeziehung mit «schwarzen Augen», d.h. aus der Sicht der betroffenen Schwarzen zu lesen. Und die Verwunderung und bisweilen Empörung, die daraus entsteht, möchte ich mir nicht nehmen lassen. Genauso wenig wie die Bezeichnung «Nègre blanc», die mir als Titel grössere Freude macht als der «lic.phil» der Uni Zürich.»

Atlantik im Appenzellerland

Ausgangspunkt von Fässlers Buch ist der sogenannte Dreieckshandel zur Kolonialzeit: Schiffsexpeditionen verliessen die europäischen Handelshäfen mit Textilien, Waffen, Metall und Kochgeschirr, löschten die Ladung in Afrika, transportierten versklavte Menschen über den Atlantik und brachten von Amerika Rohstoffe zurück – wobei diese so roh auch nicht mehr waren: «Es waren die Sklavinnen und Sklaven (...) welche das Zuckerrohr quetschten und den Saft weiterverarbeiteten bzw. die Baumwolle pflückten und entkernten.» Nach dem karibischen Historiker Eric Williams soll der Dreieckshandel der Motor für die europäische Industrialisierung gewesen sein. Fässlers Frage lautet nun, inwiefern sich Bürgerinnen und Bürger auf dem heutigen Territorium der Schweiz am Dreieckshandel beteiligt und von diesem profitiert haben. Oder metaphorisch gesprochen: Inwiefern der Atlantik an die Hügel des Appenzellerlandes brandete. Wirtschaftliche Beteiligungen am Dreieckshandel gab es viele – und in vielerlei Form. Um in der Ostschweiz zu bleiben: Louis Giger etwa, Bürger von Bürglen, reich geworden mit einem Bankhaus in Paris, investierte 1717 als viertwichtigster Aktionär 800'000 Pfund in die «Mississippi-Gesellschaft», ein Spekulationskarusell um Profite, Kolonien, Edelmetalle, Kaffee, Zucker, Sklavinnen und Sklaven. Das Platzen der Spekulationsblase scheint ihn nicht betroffen zu haben: Giger verbrachte den Lebensabend auf Landsitzen am Genfersee und in Versailles. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert importierten die Zellweger aus Trogen mit Hauptniederlassung in Lyon Rohbaumwolle in grossen Mengen. Die fertigen Baumwollprodukte gingen zum Teil im Export nach Afrika, die bedruckten Indiennes-Tücher wurden gar als «Währung des Sklavenhandels» bezeichnet. Der Gewinn der Familie findet sich noch

heute rund um den Trogener Landsgemeindeplatz in Paläste gemauert. Jacob Laurenz Gsell schliesslich, ein junger St.Galler aus gutem Haus, ging 1836 selbst nach Rio de Janeiro, gründete dort mit zwei weiteren St.Gallern die Firma «Billwiller, Gsell & Co», deren Firmentätigkeit mit «Stoffimporte, Kaffee-Export, Sklavenhandel» angegeben wird. Als Millionär, in Begleitung eines Sklaven, kehrte Gsell 1850 nach St.Gallen zurück, baute sich am unteren Rosenberg ein Haus mit Pferdestallungen, bekleidete zahlreiche öffentliche Ämter und wurde Gründungsmitglied der Helvetia-Versicherung.
Gewichtig war auch die diskursive Beteiligung von Schweizern an der Sklaverei, genauer an ihrer rassistischen Rechtfertigung. Als er sich in seiner Heimat als Geologe und Zoologe einen Ruf und einen Lehrstuhl in Neuchâtel erworben hatte, reiste beispielsweise Louis Agassiz 1846 für eine Vortragsreihe in die Vereinigten Staaten. In einem Brief an seine Mutter schrieb er: «In Philadelphia hatte ich erstmals längere Berührung mit Negern (...) Wenn ich ihre schwarzen Gesichter mit ihren dicken Lippen und grinsenden Zähnen sah, die Wolle auf ihrem Kopf, ihre krummen Knie und langen Hände, ihre langgebogenen Fingernägel und besonders die fahle Farbe ihrer Handflächen, musste ich sie immer anblicken, um ihnen zu bedeuten, mir vom Leibe zu bleiben. (...) Welches Unglück für die weisse Rasse, dass sie ihre Existenz in manchen Ländern so eng mit der Negerrasse verknüpft hat! Gott bewahre uns vor solcher Berührung!» Agassiz wurde zum Anhänger der Polygenese, welche behauptete, die «Rassen» seien zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten entstanden und gehörten nicht einer einzigen Menschheit an. Auf einer Plantage in South Carolina liess er Bilder von Sklavinnen und Sklaven herstellen, um seine Theorie der Minderwertigkeit der Schwarzen zu untermauern. Die Sklavenhalter in den Südstaaten nahmen die Worte des berühmten Naturforschers aus der Schweiz gerne zur Kenntnis.

Mögliche Wiedergutmachung

«Der Slogan der antikapitalistischen Bewegungungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, «There is no hinterland» galt schon für die atlantische Welt der Sklaverei des 18. und 19. Jahrhundert», schreibt der ehemalige haitianische Aussenminister Joseph Philippe Antonio im Vorwort zum Buch. Niemand kann sich aus der Verantwortung ziehen. Am Ende zieht Fässler eine vorsichtige Bilanz: Der transatlantische Sklavenhandel dauerte insgesamt von 1444 (erster Transport von Sklaven von Lagos nach Portugal) bis 1888 (Ende der Sklaverei in Brasilien). In dieser Zeit wurden 12 Millionen Menschen versklavt. Schweizer waren über Beteiligungen an Kolonialgesellschaften für die Verschleppung von mehr als 170'000 Sklaven verantwortlich – also für 1,5% an der transatlantischen Gesamtzahl. Den Schweizer Plantagen- und Sklavenbesitz wie auch die Beteiligung an militärischen Operationen siedelt Fässler prozentual ebenfalls im einstelligen Bereich an. Nicht beziffern lassen sich die Beiträge der Schweiz zur ideologischen Untermauerung der Sklaverei. Sie überstiegen, meint Fässler, jene zur Abschaffung der Sklaverei allerdings bei weitem. Und der pseudowissenschaftliche Rassismus wird umso brisanter, als er das Bindeglied zwischen dem Rassismus der frühen Neuzeit und den Rassentheorien der Nazis und der Apartheid bildet.
2001 hat die UNO an ihrer Weltkonferenz gegen Rassismus die Sklaverei als Verbrechen gegen die Menschlichkeit eingestuft. Afrikanische NGO's stellten damals auch die Forderung nach Reparation an die Opfer. «Wiedergutmachung besteht zunächst einmal in der Aufarbeitung der geschichtlichen Wahrheit, wenn möglich durch eine Zusammenarbeit der Opfer und der Täter. Darauf muss ein symbolischer Akt folgen, welcher der Grösse und Tragweite des festgestellten Leidens und der festgestellten Schuld oder Mitverantwortung angemessen ist», schreibt Fässler. Wie sehr man sich in der Schweiz allein schon vor der Wahrheit fürchtet, zeigt der Autor in seinem Buch ebenfalls – am treffendsten in einem Brief an die Nachkommen der Familie Pourtalès aus Neuchâtel, welche ihm, im Gegensatz zu nahestehenden Chronisten, die Herausgabe ihrer Akten verweigert hat. Im Kanton St.Gallen hatte es bereits im Vorfeld einen Disput gegeben: Bürgerliche Politiker bezeichneten das Thema des Buches als gesucht und nebensächlich, knapp nur bewilligte der Kantonsrat eine Unterstützung aus dem Lotteriefonds.
Ganz in diesem Sinn ist «Reise in schwarz-weiss» eine breite Leserschaft zu wünschen – auch wenn es sich nicht immer leicht liest: Die Unterteilung in 19 Lokaltermine, von 9400 Rorschach bis 1030 Bussigny-près-Lausanne, überzeugt zwar gerade für die Forderung nach Wiedergutmachung. Geschichte wird nicht als zeitliche Abfolge beschrieben, sondern als räumliche Verortung: Man kann sich nicht von ihr absetzen, sondern bleibt mit ihr ständig in Berührung. Der Übersichtlichkeit, der Verständlichkeit des Themas ist damit nicht immer gedient – erst recht nicht, weil Fässler, der sich selbst als «Provinzkabarettist und Teilzeithistoriker» einführt, auch noch allzu gern den Plot zugunsten der Pointe opfert. Doch das sind stilistische Einwände: Manchmal blickt man abends aus dem Fenster und fragt sich beunruhigt, woher all der Reichtum kommt in diesem Land. Hans Fässlers Buch ist eine Antwort darauf. Und eine Anleitung, sich diese Frage immer wieder zu stellen.

Fässlers Frage lautet, inwiefern sich Bürgerinnen und Bürger auf dem heutigen Territorium der Schweiz am Dreieckshandel beteiligt und von diesem profitiert haben. Oder metaphorisch gesprochen: Inwiefern der Atlantik an die Hügel des Appenzellerlandes brandete.

«Reise in schwarz-weiss» von Hans Fässler, mit Fotos von Markus Traber, erscheint Mitte Oktober im Rotpunktverlag.

Termine: Buchvernissage: Do, 27. Oktober, 20 Uhr, Katharinensaal, St.Gallen. Lesung und Diskussion: So. 6. November, 11 Uhr Trogen, Obergerichtssal. Referat: Mittwoch, 16. November, 18.15 Uhr, Historischer Saal der Migros Klubschule im HB St.Gallen.

Wie sich die Täter sahen und wie sie die Opfer sahen: Porträts von Jacob Zellweger (l.) und Jacob Laurenz Gsell (r.), Fotografie eines Sklaven von Louis Agassiz (oben).

AM ANFANG WAR DAS DAZWISCHEN

«Bilder entstehen, verschwinden wieder»: Kühne/Klein beim Aufbau der Ausstellung.

In Zeiten von Katastrophen und Terror, Fundamentalismus und Patchwork-Spiritualität will das Thurgauer Kunstmuseum in der Kartause Ittingen den grossen Fragen der Menschheit Raum geben: **Mit der Ausstellung «Gott sehen – Das Überirdische als Thema der zeitgenössischen Kunst».**

von Monika Slamanig

Das mittelalterliche Kartäuserkloster mit lamentierendem Esel in der grünen Wiese – ein Panzer auf der Strasse nach Frauenfeld. Szenen, die anscheinend nichts miteinander zu tun haben. Dazwischen liegt der Besuch der Kartause Ittingen drei Wochen vor der Eröffnung der Ausstellung «Gott sehen». Hier die friedliche Idylle, dort die Kriegsmaschine – die beiden Bilder kontrastieren einen assoziativen Vorgang, der unabhängig vom realen Geschehen ins Rollen kommt. Hier Gut, dort Böse – wohl wissend, dass weder das eine noch das andere Allgemeingültigkeit hat. Dass die Wahrheit irgendwo dazwischen liegt und so facettenreich ist wie die Vorstellungen in den Köpfen. Braucht es Bilder, um sich dem Unerklärlichen zu nähern? Oder wie sich von der Bilderflut befreien, die das Geheimnis entmystifiziert? In der von Dorothee Messmer kuratierten Ausstellung setzen 30 Kunstschaffende aus unterschiedlichen Kulturkreisen ihre Assoziationen mit Gottesbildern, mit dem Überirdischen in Kunstwerke um, die Denkanstösse geben.

Der Schatten eines Paradoxons

«Du sollst dir kein Bildnis machen.» Das zweite der zehn mosaischen Gebote, in Pressspanplatten eingeschnitten, lehnt noch im Kreuzgang an der Wand. Die Installation des Tschechen Jan Mancuska bildet den formalen und inhaltlichen Auftakt. Sie spiegelt, so Dorothee Messmer, ein Paradox: Zwischen der barocken Bilderflut katholischer Kirchen, den plastischen Darstellungen hinduistischer Gottheiten, dem Bilderverbot des Judentums und der Reformation steht die Unmöglichkeit, das «Überirdische» abzubilden – und sich keine Vorstellung zu machen. Mancuskas Sätze lassen, auf die Wand projiziert, zusammen mit dem Schatten der Betrachtenden ein neues Bild entstehen.

Zu sehen ist auf dem Rundgang erst die Baustelle. Wände werden aufgezogen, moderne Ausstellungsklausen neben den mittelalterlichen der Mönche, die während 400 Jahren hier lebten: überall Monitore, Video-Geräte, Kabel. Dorothee Messmer zeichnet mit Worten ein so lebhaftes Bild, dass sich im Kopf Fragmente davon festsetzen. Auch dasjenige von «The Cross» am Eingang, das Bronzekreuz von Louise Bourgeois mit den als Querbalken unnatürlich verdrehten Händen.

Begehbares Vexierbild

Was machen Gottesbilder mit uns? Wann wird das Bild zum Gottesträger? Im Spannungsbogen zwischen religiösen Vorstellungen und künstlerisch-ästhetischem Anspruch greift Dorothee Messmer die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Kernfragen der menschlichen Existenz und des Überirdischen auf, die durch Ereignisse wie Naturkatastrophen, Irak-Krieg und Terroranschläge, Tod des Papstes und Besuch des Dalai Lama stets

neu geschürt werden. Fragen, die auch bei Kunstschaffenden, ob gläubig oder nicht, latent vorhanden sind. Und Zwiespälte auslösen. Denn: «Die Kunst stand über Jahrhunderte hinweg im Dienst der Religion oder wurde von ihr vereinnahmt.» In der Kartause Ittingen scheint sich beides organisch einzufügen.
In einem Saal setzen Hendrikje Kühne und Beat Klein Bauteile zusammen, die sie aus ungezählten Katalogen ausgeschnitten und auf Karton aufgezogen haben. Das vierfarbige Herzstück eines Mandalas entpuppt sich als Labyrinth von Konsumgütern. Aus dem ästhetischen Gesamtbild treten Erdbeeren, ein roter Mazda, gelbes Designergeschirr, weisse Gartenstatuen, silberne Sportwagen hervor. Diese käuflich erwerbbaren Objekte verweisen auf den Konsumkapitalismus als die vorherrschende Religion, so Klein: «Beim Begehen entstehen Bilder, verschwinden wieder, setzen sich neu zusammen.»

Seelenorte und ihre Geister

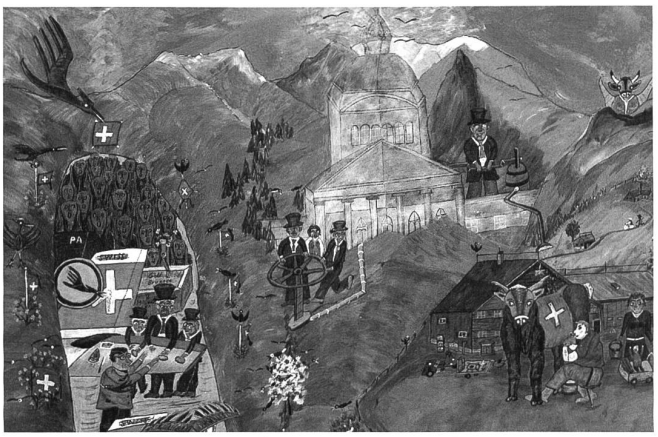
Bildhaft schöpferisches Chaos herrscht hinter dem Museum, wo sich die Mönchshäuschen auf klausurierte Gärten öffnen. Zeljka Marusic und Andreas Helbling stossen Leiterwagen voller Holzleisten, Plastikrollen, Gipssäcke heran. Wie Kühne/Klein die Wochenenden, bewohnen sie einen Monat lang eine Klause. Dazu gehört für Marusic auch das sich Einlassen auf den Betriebsalltag samt Morgenandacht – und auf den monastischen Geist, der nachts in den Gängen spürbar sei.
Marusic/Helbling setzen sich auf ihre spielerische Art mit dem Haus als mystischem Ort auseinander: Die Klause wird zum geistigen Raum umgestaltet, in den sich eine bedrohliche Lawine ergiesst – dem gegenüber steht eine liebliche Landschaft mit Frühlingsgrün und Herbstgelb. Im Mönchsgarten wird der luftigleicht leuchtende Geist des Daseins und der Gottessuche schweben.
Marusic/Helbling deuten Seelenorte an, schaffen Raum für innere Bilder – ein Dazwischen-Raum, in dem das Kloster, der Esel, die Idylle, der Panzerfahrer, Pawel Althamers Kreuz-Inszenierung und alle grossen Fragen Platz haben. Mit der Ausstellung «Gott sehen» wird das Unmögliche versucht, jenem Unfassbaren Raum zu geben, das sich im Blick von Pierre Candrys heiligem Bruno auf dem Ausstellungsplakat widerspiegelt. Es ist ein Blick, der in tiefer Ergriffenheit über den begrenzten Raum hinaus in ungeahnte Dimensionen weist: Gottesschau als Begriff für die alles Irdisch-Materielle übersteigende Erfahrbarkeit.

Kartause Ittingen, Warth/TG. 2. Oktober bis 23. April. Mo-Fr, 14-17 Uhr, Sa und So, 11-17 Uhr.
Mehr Infos: www.kunstmuseum.ch.

SCHAUFENSTER

KUH AUSSER KONTROLLE.

Willy Künzler, Schreiner aus Stein AR, hat vor zehn Jahren zu malen begonnen. Aus schierer Wut über den «Niedergang der Ausserrhoder Kantonalbank», den er in einem Bilderzyklus eruptiv verarbeitete. Seither räsoniert er in Bildern über die Welt, schimpft über ihren Zustand und die Machenschaften der Mächtigen. Bemerkenswert ist, dass Willy Künzler kein Intellektueller, sondern ein Handwerker ist. Seine intuitiven Analysen sind zupackend, direkt, subjektiv, tendenziös, entlarvend. Er formuliert geradeheraus, was andere hinter vorgehaltener Hand tuscheln und manchmal auch, was vertuscht werden soll. Das macht ihn unbequem. Er beruft sich auf seinen gesunden Menschenverstand und auf sein Gewissen, das Unrecht nicht als Bagatelle verstehen will, sondern als Impuls zum Einspruch. Seine Malerei ist sehr eigenständig, naiv nur in der Bildauffassung, die in der Bauernmalerei gründet. In Künzlers grossformatigen Tablaux sind es allerdings nicht Kühe und Sennen im Sonntagsstaat, die den Bildraum bevölkern, sondern die bäuerliche Welt, wie sie heute ist: forcierte Milchproduktion (Labor-Kuh), Rinderwahnsinn, Gentechnik, Zersiedelung der Landschaft, Zerstörung der Lebensgrundlagen. Immer wieder ist es das Unrecht am Tier, das ihn beschäftigt. «Der Schrei der geschundenen Tiere» heisst ein dramatisches Bild, das von Versuchstieren und vom Klonen handelt. Weitere Themen, die er anpackt, weil sie ihn bewegen, sind etwa die Pleite der Swiss Dairy Food, der Widerstand gegen den Ausbau des Flughafens Altenrhein, die missglückte Ansiedlung des Formel-1-Stars Schumacher in Wolfhalden – oder der Verkauf der Swiss an die Lufthansa: Im Bild «Der Bundesrat stellt den Geldhahn ab» (s.o.) konfrontiert Willy Künzler den Verkauf der «swiss» an die Lufthansa mit dem Bauernsterben. Der Bildausschnitt zeigt einen von Verzweiflung gezeichneten Bauern, der mit kreideweissem Gesicht seine letzte Kuh melkt. Die Bergbauernfamilie ist bereit zum Auszug aus dem Hof, verdrängt von Verstädterung, Tourismus und dem Versiegen der Subventionen. Stattdessen fliessen die Gelder anderswohin: Vor dem Bundeshaus stehen drei Regierungsmitglieder, die am grossen Rad der Geldströme drehen und die Milliarden nach links leiten, wo der Vertreter der Lufthansa auf vergoldetem Parkett drei weiteren Bundesräten ein Butterbrot serviert. Dahinter greifen sich die «Bürger», die den Braten riechen, entsetzt an den Kopf. (mz)



Appenzeller Volkskunde-Museum AR, 8. bis 13. November, täglich 10-12 und 13.30-17 Uhr, sonntags durchgehend, Montagmorgen geschlossen. Sonntagsmatinée: 30. Oktober, 11 Uhr: Willy Künzler erklärt seine Bilder.

AUGENSCHEIN.

Es gibt treue Kandidaten, die schicken alljährlich ihr Material auf die Redaktion. Und irgendwann denkt man: Das sind doch noch glatte Gesellen. Zum Beispiel die Gruppe um Claudia Künzler, die jeweils im Herbst jungen Kunstschaffenden Gelegenheit bietet, ihre Werke in Uzwil zu zeigen. Wie es sich gehört für die Vorstadt, kommen diese so genannten «Augenscheine» unaufgeregt daher, ohne das ständige Lächeln für die Karriere. Dafür kreuzt dann auch der eine oder andere Querkopf auf, zum Beispiel Adam Uster, der seine «ästhetische Sprache aus der Erfahrung mit der Schweizer Armee zieht». Zusammen mit Tom Senn, Michael Kretz, Christian Meier, Reto Jung, Mischa Jovanovic, Ralf Fitze und Edi Hartmann nimmt er teil am «Augenschein 07», der zum ersten Mal unter einem Motto, nämlich «Over», in der geschichtsträchtigen «Alten Färberei» stattfindet. (ks)

Alte Färberei Oberuzwil. Fr. 21. Oktober, 19-24 Uhr, Sa. 22. Oktober, 14-18 Uhr, So. 23. Oktober, 11-17 Uhr, Fr. 28. Oktober, 16-24 Uhr, So. 29. Oktober, 14-24 Uhr. Mehr Infos: www.augenschein.ch.

Klack - klack statt Trommelwirbel: Rundlauf in der Grabenhalle. Bild: Florian Bachmann

PINGPONG IN DER BESTEN KONZERTHALLE

Die grossen Bands spielen überall, nur nicht in St.Gallen. Was ist los? **Die Grabenhalle kämpft im Vergleich zu Konzertlokalen anderer Städte mit finanziellen und strukturellen Widrigkeiten. Dazu kommt eine Nachforderung der Mehrwertsteuer von mehr als 70'000 Franken.** von Andreas Kneubühler

Das Tagblatt wedelte mit der Namensliste: John Cale, Art Brut, Sons and Daughters, Franz Ferdinand, JaKönigJa, Robocop Kraus, 22 Pistepirrko, Walkabouts, Killing Joke, Eels, Teenage Fanclub, Fink – alle diese Bands spielen diesen Herbst in der Schweiz, nur St.Gallen steht bei keiner auf dem Tourplan. Wieder mal nix los in Güllen. Ist das Geklöne über die kulturelle Ödnis gerechtfertigt? Sind die St.Galler Veranstalter blöder als diejenigen in Winterthur oder Luzern?

Zum Beispiel die Boa

Kann ja nicht sein. Für die Flaute muss es Gründe geben. Wie machen es die anderen? Beispiel Luzern, Kulturzentrum Boa: Dort spielen JaKönigJa, Robocop Kraus, 22 Pistepirrko oder Walkabouts. Das Kulturzentrum verfügt über zwei Konzerträume, einen für rund 600 und einen zweiten, der 150 Personen fasst. Von der Stadt gibt es jährlich 200'000 Franken Subventionen. Strom, Wasser liefert die Stadt gratis. Das Geld fliesst in die Musik: Rund 60 Prozent der Mittel – mindestens 120'000 Franken – stehen für Konzerte zur Verfügung. Für Defizitgarantien gibt es zusätzlich einen Fonds. Finanziert sind 300 Stellenprozente, die sich auf fünf Leute verteilen. Jeweils eine Person ist für Programm, Administration, Bar usw. verantwortlich. Das Programm machen die Betreiber, auch wenn das Kulturzentrum grundsätzlich für alle offen wäre. «Es gibt praktisch nur noch Eigenveranstaltungen», bestätigt Marquito Müller von der Betriebsgruppe.
Die Facts zur Grabenhalle: Die Stadt zahlt 90'000 Franken zweckgebunden für den Unterhalt der Halle. «Das Geld wird dafür aufgebraucht», sagt Oliver Nessensohn von der Betriebsgruppe. Nur schon die Energiekosten verschlingen einen Drittel des Betrages. Für Veranstaltungen gibt es kein zusätzliches Budget, es bleibt bloss die Defizitgarantie der Stadt von 700 Franken. «Unterstützt werden damit jährlich maximal zehn Veranstaltungen der Programmgruppe», so Nessensohn. Die Löhne von rund 30 Teilzeitjobs werden aus den Bareinnahmen bezahlt. Verantwortlich für den Betrieb sind verschiedene Gruppen - ganz, wie es in den achtziger Jahren basisdemokratisch üblich war: Bargruppe, Lichtgruppe, Garderobengruppen, Abwartgruppe.

Nachforderung der MWST

Damit spielte die Grabenhalle nur schon im Normalbetrieb strukturell und finanziell zwei Ligen tiefer als die Veranstalter im Luzerner Kulturzentrum. Doch selbst davon ist man momentan weit entfernt. «Seit einem halben Jahr haben wir selbst kein Konzert mehr organisiert», schildert Oliver Nessensohn die Situation. Der Grund: Die Grabenhalle muss Mehrwertsteuern nachzahlen. Mit den Verzugszinsen sind es sage und schreibe 71'000 Franken, die trotz Rückstellungen in Raten abgestottert werden müssen. Das geschichtsbewusste Kulturpublikum erinnert sich: Da hatten doch die Organisatoren des St.Galler Openair zuerst jahrelang keine Zahlen bekannt gegeben und dann einen riesigen Schuldenberg angehäuft. Um die bis zum Hals gesponserte Veranstaltung zu retten, zahlte die Stadt vor fünf Jahren widerstandslos 850'000 Franken à fonds perdu, der Kanton schoss weitere 450'000 Franken in die leere Kasse des Festivals ein.
Und bei der Grabenhalle? Sie ist nicht der einzige Alternativbetrieb, der die Höhe der

Mehrwertsteuer falsch kalkuliert hat. Neun von zehn Abrechnungen von Firmen stimmen wegen den teils absurden Klauseln im Steuerdschungel nicht. Eine lässliche Sünde also? So richtig um Unterstützung nachgefragt wurde die Stadt gar nicht. Offenbar genügte bereits ein informelles Abwinken des Kulturbeauftragten. Abteilungssekretär Hans Martin Schibli kann sich jedenfalls nicht an ein Gesuch erinnern, das im Stadtrat behandelt worden wäre. Die finanzielle Misere wurde von der IG Grabenhalle totgeschwiegen, es gab keine öffentlichen Aktionen, keine Benefizkonzerte unterm Slogan «Rettet die Grabenhölle». Still und heimlich werden die für Veranstaltungen gedachten Gelder nach Bern überwiesen. In der Halle, die einer der besten Konzertorte der Deutschschweiz sein könnte, wird nun einmal im Monat Pingpong gespielt, es konzertieren Regionalbands, es gibt regelmässig Ska-Nights.

Über die Bücher

Was tun? Die Betriebsgruppe ist in einer schwierigen Situation. Oliver Nessensohn stellt zu Recht fest, dass es im Gegensatz zu früheren Jahren in St.Gallen kaum Leute gibt, die mit einer Konzertreihe etwas auf die Beine stellen wollen, um das momentane Vakuum zu füllen. Möglicherweise müssen die IG und die Stadt auch grundsätzlich über die Bücher: Kann sich die Halle mit den vorhandenen Mitteln überhaupt genügend profilieren, wie es die Kulturbeauftragten von Stadt und Kanton fordern? Denn Konzerte, die die Grabenhalle wieder auf den Schweizer Veranstaltungskalender bringen würden, sind kein Geschäft. 22 Pistepirrko spielt in der Boa im kleinen Saal für 150 Besucherinnen und Besucher. «Das Konzert findet an einem Dienstag statt, mehr Publikum lässt der Vorverkauf nicht erwarten», relativiert Marquito Müller. Auch in Luzern braucht es trotz vergleichsweise üppiger Mittel zwischendurch ein paar Parties, damit die Rechnung für die Prestige-Konzerte aufgeht.
Neben den finanziellen braucht es strukturelle Überlegungen: Das Jekami bei der Programmierung – wer zuerst einen Termin reserviert, erhält die Halle – ist kaum mehr zeitgemäss. Das Gruppensystem müsste hinterfragt werden: Braucht es für das Booking bekannterer Band nicht klare Zuständigkeiten, eine Person, die mit den Veranstaltern von Biel bis Zürich vernetzt ist und längerfristig Verbindungen zu Konzertagenturen aufbauen kann? Schliesslich ist zu überlegen, ob die Grabenhalle nicht den Weg des geringsten Widerstand gehen und zur Hip-Hop-Hochburg werden könnte. Diese Veranstaltungen laufen nämlich, dort gibt es die sonst vermissten Namen. «Die Nachfrage wäre gross», bestätigt Nessensohn.

FORWARD

KLANGSTREICH.

Wenn zwei sich finden. Martin Flüge, 32, studierte klassisches Schlagzeug an der Musikhochschule Winterthur/Zürich. Darauf zog es ihn nach New York. Am Drummers Collective liess er sich in Jazz und Rock ausbilden. Er fühlt sich in vielen Stilrichtungen zuhause, und vor allem mag er die Verbindung zwischen diesen. Maria-Christina Meier, 28, studierte Cello an der Musikhochschule Winterthur/Zürich und an der Universität Mozarteum in Salzburg. Auch sie spielt in verschiedenen Formationen, denn eines will sie nicht: »Bloss nicht nur Kammermusikerin und schon gar nicht nur Orchestermusikerin sein!» Sie mag es, mit ihrem Cello ungewöhnliche Dinge auszuprobieren. 2001 gründeten Maria-Christina Meier und Martin Flüge das Duo Klangstreich, die Kombination von Cello mit verschiedenen Schlaginstrumenten, mit Schlagzeug, Vibraphon, Gramorimba oder Marimbaphon. Das Experiment liess bald aufhorchen. Komponisten schrieben eigens für Klangstreich Musikstücke: «Botschaften des Regens» von Alfons Karl Zwicker etwa oder «Oror» des Salzburgers Melikof Karaian. In der Region St.Gallen machten Flüge und Meier auch mit der musikalischen Begleitung von Lesungen mit Regine Weingart und Arnim Halter (Parfin de Siècle) auf sich aufmerksam. Seit 2002 sind sie bei der Stiftung «Live Music Now», gegründet von Yehudi Menuhin, in Salzburg als Interpreten aufgenommen. Und im Frühling 2006 werden die beiden – eingeladen vom Kanton St.Gallen – in der Kulturwohnung in Rom ihr Repertoire erweitern und gern auch Kontakte mit einheimischen Musikerinnen und Musikern knüpfen. Vorher sind die beiden nochmals in der Ostschweiz zu hören. (sab)

Pfalzkeller St.Gallen, Samstag, 29. Oktober, 20 Uhr.
Mehr Infos: www.klangstreich.ch.

STATT HAPPY HALLOWEEN.

Auch kleine Schritte bringen die Grabenhalle weiter, werden sich die Veranstalter von Low Pop Suicide gedacht haben (s. nebenstehenden Artikel). Und wenn all die englischen Bands, die derzeit im Wochentakt über den Äther und den Ärmelkanal gejagt werden, schon ausser Reichweite liegen, setzt man wenigstens auf die kleinen, geheimen Namen. Zum Beispiel auf Chikinki. Wenn die fünf Mittzwanziger aus Bristol nicht grad vor Industriehallen am Tschutten sind, bringen sie Rock und Elektro zusammen. Oder schreiben Selbstporträts wie das Folgende: «Let's be frank. Most rock bands are trapped in an endless Groundhog Day of retro pastiche or slavish imitation. Electronic acts drift increasingly towards the cosy cop-out of chin-stroking good taste. Fortunately, the Bristol five-piece Chikinki are fusing guitars, electronics and cocksure rock'n'roll swagger into a bold and sexy new future-glam hybrid sound born from the fizzing chemistry of Britain's most innovative musical city. This is fast-forward pop, playful and passionate, music that dares to dream.» Dankedank, wir kommen ja schon! Sei es auch nur, um an diesem 31. Oktober keinem Kürbiskopf zu begegnen. Nein, natürlich auch sonst. Gut gesagt, das mit der «retro pastiche» und der «slavish imitation». Und auf diesen «sexy new future-glam hybrid sound» sind wir erst recht gespannt. (ks)

Grabenhalle St.Gallen, Montag, 31. Oktober, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch.

Der deutsche Soziologe, Sexual- und Drogenforscher Günter Amendt liest in der Grabenhalle aus Bob Dylans «Chronicles, Volume One». Der erste Teil von Dylans Autobiographie ist vieles, aber bestimmt nicht das Bekenntnis, einmal der Hohepriester einer politisch bewegten Generation gewesen zu sein.

von Richard Zöllig

Familienvater statt Rebell, talentierter Songschreiber statt Genie: Bob Dylan.

«GREIFT ZU, ER GEHÖRT EUCH!»

Viele Fans von Bob Dylan haben den ersten Band der Autobiographie «Chronicles», der im November 2004 erschienen ist, nicht angerührt. Einige von ihnen wollen sich den Erinnerungen des songschreibenden Poeten erst widmen, wenn in ein paar Jahren alle drei geplanten Ausgaben auf dem Markt sind. Wieder andere haben das Buch nach der Lektüre entsetzt zur Seite gelegt: «Was will der Mann eigentlich?»

Gute Frage. Dylan gibt in seinem Buch einfache, für viele Bewegte der 68er Jahre – die Dylanhörigen der ersten Jahre also – wohl zu einfache Antworten. Dylan wollte in den vergangenen vier Jahrzehnten in erster Linie gute Songs komponieren, packende Texte schreiben. Er wollte Filme machen, Bücher schreiben. Und er wollte singen. So wie er das seit den achtziger Jahren auf seiner Neverending Tour auch macht – jedes Jahr noch immer mit durchschnittlich 120 bis 150 Konzerten (am 13. November auch wieder in Zürich). Schon lange bevor die Nachkriegsgeneration «Ho-Chi-Min» rief und sich Dylan als liederschreibenden Spiegel ihres Zorns auserkoren hatte, machte sich der junge Mann aus Minnesota innerlich aus dem Staub, wie er in seinen «Chronicles» schreibt:

«Ein paar Jahre zuvor wurde ich auf dem Newport Folk Festival mit den Worten vorgestellt: ‹Und da ist er... greift zu, ihr kennt ihn ja, er gehört euch!› Was für ein Wahnsinn! Soweit ich wusste, gehörte ich damals niemandem - genausowenig wie jetzt. Ich hatte Frau und Kinder, die ich über alles in der Welt liebte. Ich versuchte, für sie zu sorgen und mich aus allem Ärger herauszuhalten, aber die Schreihälse von der Presse verkündeten unermüdlich, dass ich das Sprachrohr einer Generation sei, ihr Wortführer oder sogar ihr Gewissen.»

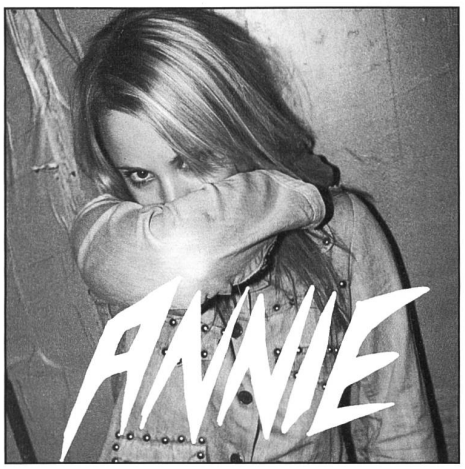
Mit Dylan auf Tour

Das Gewissen einer Generation. Der junge Dylan heckte einen Plan aus, dieser Last zu entkommen. Der angebotene Ehrendoktortitel der Universität Princeton sollte es richten. Dylan schreibt: «Die Respektabilität, die der Doktortitel verströmte, war geradezu mit Händen zu greifen – es war ein Funken vom Geist des Universums darin.» Aber natürlich sollte es wieder ganz anders kommen:

«Dann fügte der Redner hinzu: ‹Obwohl Bob Dylan einem Millionenpublikum ein Begriff ist, scheut er die Öffentlichkeit und zieht den Beistand seiner Familie und die Weltabgeschiedenheit vor, und obwohl er gefährlich auf die Dreissig zugeht, bleibt er doch die authentische Stimme des ruhelosen und besorgten Gewissens des jungen Amerika.› Herr Jesus! Das ruhelose Gewissen des jungen Amerika! Ich war ihnen wieder auf den Leim gegangen. Der Redner hätte so vieles sagen können, er hätte das eine oder andere Wort über meine Musik verlieren können. Als er den Zuhörern mitteilte, ich zöge die Weltabgeschiedenheit vor, war das, als habe er ihnen erklärt, dass ich gern in einem Eisensarg lebe und mir das Essen durch eine Luke reichen lasse.»

Dylan bemüht sich in seinen «Chronicles Volume One» auf 304 Seiten, das Bild eines durchschnittlichen US-Bürgers entstehen zu lassen. Familienvater statt Rebell. Talentierter Songschreiber, nicht Genie. Das mag gespielte Bescheidenheit sein. Einer der wenigen, der womöglich weiss, wie Dylan wirklich ist, könnte Günter Amendt sein. Auf Dylans erster Deutschlandtournee 1978 wurde der damals 39-jährige Soziologe dem Künstler zur Seite gestellt, falls dieser Fragen zu Deutschland, beziehungsweise zur Nazivergangenheit des Landes hatte. Und Fragen gab es auf der Tour: In Dortmund wurde Dylan – mit schwarzen Background-Sängerinnen und einer Art Las-Vegas-Show unterwegs – gnadenlos ausgebuht. In Berlin flogen Tomaten und Mehlbeutel auf die Bühne, und ein frustrierter Anhänger des «politischen Dylan» schaltete am Tag nach dem Konzert eine Todesanzeige: «Gestern verstarb unser lange Zeit verehrter Bob Dylan.» Der Mann soll heute Immobilienspekulant sein. Amendt hingegen ist immer noch dran und liest am 5. Oktober in der Grabenhalle aus den «Chronicles».

Grabenhalle St.Gallen, 5. Oktober, 18 Uhr, Bar, 20.30 Uhr, Lesung. Vorverkauf: Buchhandlung Comedia.



ANNIE.

Soll sie die neue Queen des (Teenie-)Pop abgeben? Die bessere Britney Spears oder Kylie Minogue? Das Zepter übernehmen, das die alternde Madonna vielleicht bald aus der Hand gibt? Den Hedonismus besingen, so reuelos und keck, wie es seit Cyndi Lauper auf dem tollen «She's So Unusual» vor 21 Jahren keine Frau mehr tat? Ach, so hoch hinaus sollte die sympathische 28-jährige denn doch nicht zielen, auch wenn sie der gesamten «Spex»-Redaktion in Köln dermassen den Kopf verdrehte, dass sie es aufs dortige Titelbild schaffte. «Anniemal» (Warner) heisst das Versprechen der als Annie Lilia Berge Strand an vielen Orten in Norwegen aufgewachsenen Sängerin. Mit 13 Jahren endete ihre vorläufige Odyssee in Bergen, einem Nest, das immerhin die Kings Of Convenience und Royksopp hervorbrachte. Letztere spielten bei drei Songs dieses Debüts mit. Das Positive zuerst: «Anniemal» hat diesen unbedingten Furor, der vielen jungen Sängerinnen abgeht. Jenes Zwingende und musikalisch Unverbrauchte, das auch die ersten Alben von Madonna auszeichnete. Einen Minimalismus zudem, der die Erfahrungen und Sehnsüchte eines Teenagerlebens existenzieller auf den Punkt bringt als jeder dümmlich aufgemotzte Firlefanz so vieler Discotäubchen. Und das Negative? Ihr Stimmchen! Äxgüsi, Fräulein Berge Strand! Etwas dünn. So reizend es auch um unsere Aufmerksamkeit buhlt. Und der Platte geht gegen Ende hin der Schnauf aus. Wird nicht schlecht, aber auch nicht mehr so gut wie die erste Halbzeit mit «Always Too Late», «Me Plus One», «Heartbeat», dem tollen Titeltrack und meinetwegen dem überschätzten Opener «Chewing Gum». Auch wenn «Anniemal» noch nicht die ganz grosse Platte ist: Mit der adretten blonden Norwegerin ist in Zukunft zu rechnen!

FINN.

Noch bevor ich die CD in den Player schiebe, ist da dieses Cover. Es zieht mich derart in Bann, dass ich den Startknopf vergesse. Diese Comicfigur mit den grossen, scheuen Augen, bei denen es schwierig ist zu sagen, ob sie einen nun traurig oder «nur» melancholisch anblicken. Wer steckt dahinter? Wer mag das sein? Patrick Zimmer aus dem tränenfeuchten Hamburg, der mit seinem Alter Ego Finn. wahrscheinlich seine ganze verträumte Wohnung zugekleistert hat. Ein Endzwanziger mit fragiler Kopfstimme und dem musikalischen Puls eines Bären im Winterschlaf. Wenn nicht Winter, dann assoziiert «The Ayes Will Have It!» (Namskeio) den zum Glück unvermeidlichen Herbst, erinnert an die allertraurigsten Sonnenuntergänge am Meer und lässt an Spaziergänge mit der Geliebten unter Bindfäden von Regen denken. Dass es bei diesen die Kehle zuschnürenden Songs trotzdem so etwas wie Leichtigkeit und Zuversicht gibt, dafür sorgen breitwandige Keyboardwolken, subtil gedämpfte Gitarren, flirrende Streicher und einige knusprige Beats, die allem Sentiment Raum und Zeit geben. Vielleicht hat Patrick Zimmer viel Sigur Rós und Radiohead gehört, vielleicht auch Notwist und die Flaming Lips. Vielleicht aber auch nicht. Und vielleicht nicht mal Maximilian Hecker aus Berlin. Wer dessen erste Platte immer noch liebt, sollte mal in «The Ayes Will Have It!» reinhören! Aber nichts von Klonen und solchem Schwachsinn erzählen! Pssst! Pscht!

SUFJAN STEVENS.

Unlängst fand im Kunstmuseum Bern allen Ernstes ein Expertenpodium unter dem Titel «Die Grenzen des Darstellbaren» statt. Und das hiesige Tagblatt titelte «Dürfen Künstler alles?». Ich meine, ja! Gerade in Zeiten, in denen Politiker sinnlose Kriege anzetteln «dürfen» (und das ist ja fast immer der Fall!), sollten dem Künstler keine Grenzen gesetzt werden «dürfen»! «Dürfen Politiker alles?» Eben! Usw. Der junge amerikanische Singer/Songwriter Sufjan Stevens braucht sich über solche Diskussionen nicht die Haare zu raufen. Er weiss es nicht nur besser, er m a c h t. Denn er hat viel vor: Er will 50 Alben über alle 50 US-Bundesstaaten machen! Es wäre jetzt fies, sich das Lebensalter von Stevens auszurechnen, damit ein solches Unterfangen «realistisch» erschiene. Dass er diesen kanonischen Irrsinn überhaupt in Planung hat, ist schon klasse! Und mit seinen 21 Songs auf über 75 Minuten muss er sich sowieso nicht verstecken. Ich behaupte mal, neben Adam Green, Conor Oberst und Devendra Banhart ist Sufjan Stevens eines der grössten Talente unter den amerikanischen Liedermachern. Seine Platte mag an Überlänge leiden, seine Songs geraten mitunter etwas gar bombastisch und seine Songtitel würden in ihrer uferlos prosaischen Art ein halbes Saiten-Heft füllen. Macht alles nichts: Was zählt, ist die Musik auf «Illinoise». Und die ist schlicht grandios!

SIEBERS PODESTLI:

{1} Sufjan Stevens
Come On Feel The Illinoise

{2} Brian Eno & David Byrne
My Live In The Bush Of Ghosts (1981)

{3} B.B. King
Live At The Regal (1964)

{4} The White Stripes
Elephant (2003)

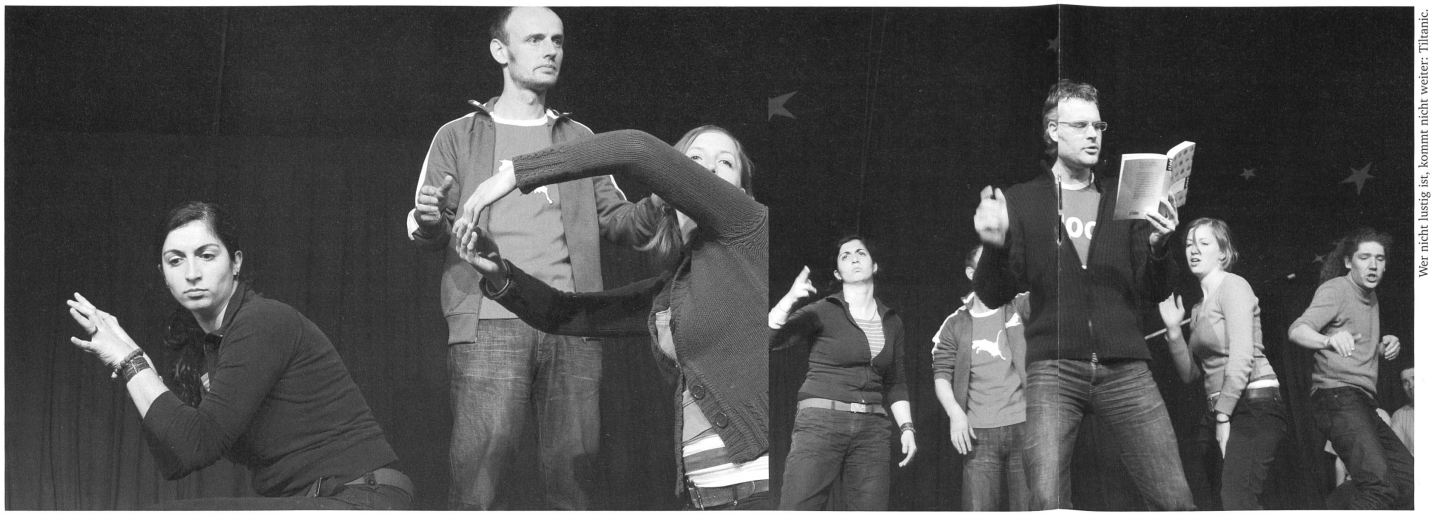
{5} Annie
Anniemal

{6} Finn.
The Ayes Will Have It!

{7} Fink
Bam Bam Bam

{8} Clue To Kalo
One Way, It's Every Way

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado, reiste kürzlich aus seiner Heimat der überschwemmten Häuser ins Land der brennenden Wälder.



Wer nicht lustig ist, kommt nicht weiter: Tiltanic.

FALLSCHIRMSPRINGEN OHNE SCHIRM

Ende Oktober finden in St.Gallen die ersten Schweizermeisterschaften im Theatersport statt. Organisatorin und gleichzeitig Mitstreiterin ist die St.Galler Impromannschaft «Tiltanic». Ein Trainingsbesuch. **von Anna Bühler**

Es ist wie ein Triathlon, bei dem man nicht weiss, ob als nächstes Schwimmen oder Sprinten angesagt ist oder beides zugleich. Theatersport ist ein Hin-und-Her-Hüpfen in Ort und Zeit, ein Herumplantschen in verschiedenen Genres und Geschichten. Es bedeutet, Jeanne d'Arc zu spielen, aber für Romeo zu sprechen, einen Wolf darzustellen und gleich darauf ein Siebengeisslein zu sein. Was gespielt wird, ist zu Beginn weder dem Publikum noch den Schauspielern klar und bleibt auch während des Spiels in ständiger Veränderung. Die Gruppen bewegen sich zwar in festgelegten Improvisationsformen, wie sie sich darin bewegen, kann das Publikum aber fortlaufend beeinflussen. Durch Zurufe bestimmt es Ausgangsorte oder Charaktereigenschaften und greift in den Handlungsverlauf oder die Beziehung zwischen den Akteuren ein. Im Zuschauerraum sind also Menschen gefordert, die möglichst viele Ah- und Oh- und Buh-Rufe hören lassen. Am Ende entscheiden Schiedsrichter und Publikum, welche der beiden Gruppen die bessere Figur gemacht hat. Auf der Bühne hingegen brauchts Leute, die mit allem rechnen und die - sollte eine Rechnung mal nicht aufgehen - die Restwerte flugs in neue Formeln wandeln können. Man darf gespannt sein, wie spontan E.I.T, Theater im Quadrat, Passe-Vite d'Or, Lust auf Wild (alle Zürich), Theater am Puls (Bern), Impronauten (Basel), Improphil (Luzern) und Tiltanic (St.Gallen) reagieren können: Ende Oktober finden auf gleich drei St.Galler Bühnen die ersten Schweizermeisterschaften im Theatersport statt.

Komik muss sein

«Das letzte Mal gabs hier einen Weg hinaus», meint Armin Schai, der Trainer der Truppe. Er hat sich auf dem Weg zum neuen Probelokal in einer Gärtnerei verirrt. Schliesslich entscheidet er sich gegen improvisiertes Über-Zäune-Steigen und findet rückwärts wieder raus. Die Truppe ist gerade aus einer intensiven Trainingswoche in Italien zurückgekehrt und trifft sich zur ersten Probe für die bevorstehende Meisterschaft. Übungen zum Komischsein stehen auf dem Programm. Die Schauspieler reagieren nicht sonderlich erfreut, was erstaunt. Besteht Theatersport nicht zum grossen Teil aus Running-Gags und Schenkelklopfen? «Tiltanic» hat sich aus einer regulären Theatergruppe zur Improtruppe gewandelt. Das ist wohl ein Grund für ihre Überzeugung, dass Schauspiel nicht witzig sein müsse, um anzukommen. Diese Einsicht hat sich standhaft gehalten und mehrmals bestätigt. Beim Kampf um den Titel der Schweizer Nationalmannschaft im Casino-Theater Winterthur unterlag «Tiltanic» nur knapp dem Sieger «Improphil». Dennoch: Komik muss sein. Im Sinne der Vielseitigkeit. Wer nicht lustig sei, komme nicht weit.
Valérie meint nach der Probe, die Stärke der Gruppe liege noch immer nicht im Produzieren von Lachern: «Aber wir sträuben uns nicht mehr dagegen.»
Neben der Vielseitigkeit ist auch der Gruppensinn massgeblich für guten Theatersport. Wer sich gern in Hauptrollen sieht, ist im Improtheater auf der falschen Bühne. Hier lebt das Spiel davon, sich auf Partner und Publikum einzustellen und Aktionen der anderen zu stützen oder umzulenken. «Die Gewissheit, dass die anderen das Spiel mittragen und einen im Notfall auffangen können, macht einem Mut», meint Valérie. So vermögen Tiltanic mit völlig verqueren Funksprüchen glaubhaft zu machen, sie wären Fluglotsen, können Fallschirmspringen ohne Schirm und Fall. Sie schaffen es, sich auf eine Weise in ein paar Schuhe zu verlieben, dass es einem das Herz erwärmt. Schwer vorstellbar, dass sie an den Schweizermeisterschaften keine Lacher auf ihrer Seite haben werden.

1. Schweizermeisterschaften im Theatersport. Vorrunde: Donnerstag, 27. Oktober, 20 Uhr, Figurentheater, Kellerbühne, Kanti am Burggraben. Zwischenrunde: Freitag, 28. Oktober, 20 Uhr, Figurentheater, Kellerbühne. Finalrunde: Samstag, 29. Oktober, 20 Uhr, Kanti am Burggraben. Mehr Infos: www.theatersport.ch.

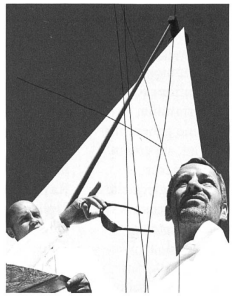
THEATERLAND

NONNEN-GLAMOUR.

Die Geschichte kennt jedes Kind. Ist der Spielfilm mit Whoopy Goldberg doch seit Jahren ein Dauerbrenner im samstäglichen Hauptabend-Programm. Dolores, eine fidele, aber nicht sehr erfolgreiche Nachtclubbesitzerin, wird Zeugin eines Mordes. Zu ihrem Schutz steckt die Polizei sie in Nonnenkleider – und ab ins Kloster. Hier hockt sie nicht auf ihr loses Mundwerk, provoziert die Mutter Oberin und wird zur Strafe in den falsch singenden Kloster-Chor gesteckt. Aber – welch Wunder! – aus der Singgruppe wird eine fetzige A-capella-Band, und sonntags platzt die Kirche aus allen Nähten. Bis eines Tages der Mafiaboss Vince La Rocca unter den Gläubigen sitzt. – Bereits 1999 wurde «Sister Act» als Musical in der Offenen Kirche St.Leonhard aufgeführt. Nun hat sich die Musical Company St.Gallen entschlossen, dies wieder zu tun, und zwar «noch besser». Das Stück wurde überarbeitet, verfeinert. Und bereits im Oktober 2004 begann das Ensemble wieder zu proben. Die Mitwirkenden stammen alle aus der Region. Stefanie Zweili aus Kesswil spielt Dolores, Manuela Gerosa aus Goldach die Novizin Mary Robert. Beide haben bereits in verschiedenen Musicals – «Hair», «Roxy», «Let Him Go» – Hauptrollen besetzt. Regie führt Kurt Schwarz, der lange Zeit die Kellerbühne in St.Gallen geleitet hat. Der St.Galler Jürg Schmid zeichnet wie bereits vor sechs Jahren für die Musik verantwortlich. Conny Jahn ist wieder leitende Choreographin. Und im Hintergrund werden eine noch imposantere Bühne, noch aufwändigere Kostüme geplant. Zurzeit sind über 80 Mitwirkende am Projekt beteiligt. «Die altehrwürdigen Mauern der St.Leonhardkirche erschüttern»: So lautet das erklärte Ziel des St.Galler Sister Act Teams. **(sab)**

Offene Kirche St. Leonhard. Premiere: Sa, 1. Oktober, 20 Uhr. Anschliessend bis 26. November immer mittwochs, freitags und samstags, jeweils 20 Uhr. Mehr Infos: www.sisteract.ch.

FLUCHT AUS LAS VEGAS.



«Jerome und Guillaume sind in einem heissen Sommer in den sechziger Jahren im Smoking geboren. Sie sind im Rampenlicht aufgewachsen und im Casino zur Schule gegangen. Durchs Singen lernten sie reden und ihre Familie kennen, das Publikum.» So steht es in der Biografie des Künstlerduos «Jerome& Guillaume» geschrieben, bestehend aus den St.Gallern Häna Ruppaner und Willi Häne. In Deutsch singt Jerome amerikanische Chansons. Guillaume begleitet leger am Klavier und sorgt für die Ambiance. Der eine trägt die Haare streng gescheitelt und eine Fliege um den Hals, der andere eine Glatze, das pinke Glitzerjackett, offenes Hemd und Klunker an den Fingern. In ihrem Repertoire besingen sie einzig und allein die Liebe. Seit drei Jahren sind die beiden so unterwegs: «On Ice» hiess ihr erstes Programm, «Magic Moments» das zweite. Und sie mussten manch ein Herz gebrochen zurücklassen. Mit ihrem dritten Programm feiern sie nun in der Kellerbühne Premiere. Lange hat sie niemand mehr gesehen. Sie trügen unterdessen nur noch weiss, heisst es, und mit einer weissen Yacht seien sie unterwegs, die «Hochstapler der Liebe», auf der Flucht vor Scheidungsanwälten und den verliebten Damen. Aber immerhin haben sie in der Abgeschiedenheit Zeit gefunden, neue Songs zu schreiben: Nathalie, May oder Veronika heissen sie, Jeannette, Marie-Louise, Susan oder Minirock. Bei der Regie stand den beiden Marcus Schäfer zur Seite. **(sab)**

Kellerbühne St.Gallen. Mi, 12., Fr, 14. und Sa, 15. Oktober, jeweils 20 Uhr. Mehr Infos: www.entertainers.ch.

MIT VOLLDAMPF NACH LONDON

Trickfilm-Altmeister Katsuhiro Ôtomo hat die Profis um sich geschart und bringt mit «Steamboy» eine Dampfmaschine in die Kinos. **Mit einer geheimnisvollen Stahlkugel lässt er den Sohn einer Erfinderfamilie zur Zeit der Industriellen Revolution durch England ziehen.** von René Rödiger

Wenn man von Animes spricht, fällt früher oder später der Titel «Akira». Meist früher. Der längst Kult gewordene Film gilt als Wegbereiter des japanischen Animationsfilms in der westlichen Welt. Ebenso geläufig ist der Name seines Schöpfers: Katsuhiro Ôtomo. Die Idee zu «Steamboy» hatte Ôtomo schon 1994, als er mit den Dreharbeiten zu «Cannon Fodder», einer Episode des Films «Memories», beschäftigt war. Damals begann er, an Möglichkeiten zu tüfteln, wie er Dampfeffekte kreieren könnte. Er kam aber noch auf kein zufriedenstellendes Resultat. Erst zehn Jahre später stimmte alles. 180'000 Zeichnungen, ein Budget von 22 Millionen Dollar und die Fusion von zwei- und dreidimensionaler Graphik: «Steamboy» war geboren.

Wunder der Technik

Die Story ist nicht so weit hergeholt, wie es sich vielleicht anhört. Grossbritannien 1866, zur Zeit der industriellen Revolution: Ray Steam, der Spross einer Erfinderfamilie, erhält von seinem Grossvater eine geheimnisvolle Stahlkugel und den Auftrag, sie einem Wissenschafter zu überbringen. Dieser «Steamball» entpuppt sich als Energiequelle ungeahnten Ausmasses und katapultiert Ray bald ins Augenmerk zahlreicher Parteien. Eine halsbrecherische Jagd zu Land, zu Wasser und in der Luft nimmt ihren Lauf. Ray wird gekidnappt und an eine Weltausstellung gebracht, wo er seinem Vater bei der Fertigstellung einer riesigen Kampfmaschine helfen soll. Doch schon bald merkt Ray, dass auch sein Grossvater den «Steamball» für kriegerische Zwecke missbrauchen will. Ray versteht die Welt nicht mehr. Er muss nun herausfinden, wem er vertrauen kann und auf welcher Seite er steht. Denn die Zukunft der Welt liegt in seinen Händen.
Gewiss übertreibt Katsuhiro Ôtomo stellenweise und zeigt Maschinen, die es 1866 noch nicht gegeben hat. Er beweist aber ein fundiertes Wissen über diese Zeit. 1851 fand in London die «Great Exhibition» statt, die später als die erste Weltausstellung gefeiert wurde. Sie war dazu gedacht, die industrielle, militärische und ökonomische Überlegenheit Grossbritanniens zu demonstrieren. Königin Victoria lud Repräsentanten aus aller Welt zur Schau im Glaspalast ein. Das Wahrzeichen dieser im Londoner Hyde Park angesiedelten Weltausstellung war der berühmte «Crystal Palace», ein Bau aus Glas und Stahl, ein technisches Wunder seiner Zeit.

Profis am Werk

Das Drehbuch hat Katsuhiro Ôtomo zusammen mit dem preisgekrönten Film- und Fernsehautor Sadayuki Murai («Perfect Blue») erarbeitet. Die Musik kommt von Steve Jablonsky, einem Protegé des Oscarpreisträgers Hans Zimmer. Dies sind nur einige der prominenten Namen. Die Stimmen, allesamt von japanischen Superstars gesprochen, sorgen für Realitätsnähe. Steve Jablonsky hat einen Soundtrack komponiert, der für jede Hauptfigur ein wiederkehrendes Thema beinhaltet. Leider überzeugt nur das Thema von Ray Steam wirklich. Anhänger des pompösen Hollywoodsounds werden diese Musik aber lieben. Überhaupt wurde auf der Ebene der Tonspur Einzigartiges geleistet. Der im Actiongenre erfahrene Tonspezialist Keiichi Momose hat in den Tod Ao Studios in Los Angeles mit amerikanischen Kollegen eine Tonspur kreiert, die aus mehr als 30'000 Einzeltönen besteht. Daraus sind rund 900 verschiedene Stimm- und Geräuschspuren entstanden, die dem Ton eine Diversität und Tiefe verleihen, die ihresgleichen suchen. Normalerweise werden für japanische Animationsfilme 40 bis 50 Tonspuren verwendet.

«Steamboy» läuft im Oktober im Kinok St.Gallen.
Genaue Spieldaten siehe Kalender.

Selbst der Grossvater will die Kugel: Ray auf der Flucht.

KLAPPE

SAMARIA.

Kim Ki-Duk zählt zu den interessantesten Autorenfilmern des gegenwärtigen Kinos. Kinokbesuchern ist der vor zwei Jahren gezeigte «The Isle» sicherlich noch in Erinnerung: Die Angelhaken, mit denen sich die Liebenden blutig ineinander verkrallten, waren für manche Zuschauer an der Grenze des Erträglichen. Nach «Spring, Summer, Fall, Winter ... and Spring» und «Bin-Jip» kommt ein weiteres Werk des kompromisslosen Koreaners in die Schweizer Kinos. In seinen neueren Werken hat Kim Ki-Duk expliziten Gewaltszenen zwar abgeschworen, die Filme sind jedoch nicht weniger radikal und abgründig als ihre Vorgänger. «Samaria» erzählt die Geschichte zweier junger koreanischer Mädchen, die von einer Reise nach Europa träumen und sich das nötige Kleingeld auf ungewöhnliche Weise beschaffen. Jae-Young arbeitet als Prostituierte, Yeo-Jin ist ihre Managerin. Sie arrangiert die Verabredungen und wacht vor den Hotels, um ihre minderjährige Freundin vor der Sittenpolizei zu warnen. Als Yeo-Jin eines Tages die heranrückende Polizei übersieht und Jae-Young nicht mehr rechtzeitig aus dem Hotel verschwinden kann, nimmt das Unglück seinen Lauf. «Samaria» ist grosses, überwältigendes Kino, durchsetzt mit Bildern erstaunlicherweise nicht östlicher, sondern christlicher Mythologie, die um Schuld, Erlösung und Barmherzigkeit kreisen. Für seine verstörende Parabel erhielt Kim Ki-Duk letztes Jahr in Berlin den Silbernen Bären. (sm)

THE SADDEST MUSIC IN THE WORLD.

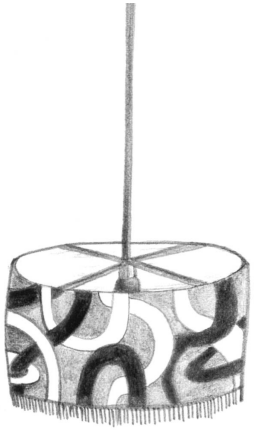
Der Kanadier Guy Maddin dreht mit Vorliebe Filme, die so aussehen, als wären sie zu Beginn des letzten Jahrhunderts entstandens. Sein jüngstes Werk «The Saddest Music in the World» mit Isabella Rossellini in der Hauptrolle erzählt von einem bizarren Musikerwettstreit, bei dem die Tränen und das Bier in Strömen fliessen. Die Brauereibesitzerin Lady Port-Huntley sucht den traurigsten Song der Welt und setzt ein Preisgeld von 25'000 Dollar aus. Skurrile Gestalten wie der gescheiterte Broadway-Impresario Chester Kent samt hypochondrischem Bruder und Vater beteiligen sich am Wettbewerb. Pikantes Detail: Die beiden Letzteren sind dafür verantwortlich, dass die attraktive Lady bei einem Unfall beide Beine verlor ... Guy Maddins absurdes Musical ist ein grandioser Trip in eine stilisierte Welt, wie man sie aus David Lynchs «Eraserhead» oder «The Wizard of Oz» kennt. Sein Schwarzweissfilm – Farbe wird nur für Beerdigungen eingesetzt – wurde grösstenteils auf Super-8-Material gedreht, so dass er wie ein verwaschener, grobkörniger, zu schnell projizierter Stummfilm wirkt. Überraschend auch das Dekor, das direkt aus «Das Kabinett des Doktor Caligari», «Golem» oder «Metropolis» stammen könnte. Alles in allem ein einzigartiger Film, der Kinogängern ans Herz gelegt sei! (sm)

TOP SPOT.

Tracey Emin, das Bad Girl der englischen Kunstszene, sorgte mit Installationen wie «Everyone I have ever slept with» für Aufregung. Mit ihrem atemberaubend erzählten ersten Spielfilm fügt sie ihrem autobiografischen Werk ein weiteres Kapitel hinzu. Liebe ist bei Emin keine romantische Angelegenheit, und so lässt sie sechs Mädchen von ihren ersten schmerzhaften sexuellen Erfahrungen – Fummeleien, ungewollte Schwangerschaft, Fehlgeburt und versuchte Vergewaltigungen – erzählen. Die harmlosen Teenagergeschichten wachsen sich unversehens zu höchst perfiden Geschichten aus. Gleichzeitig ist der Film eine poetische Hommage an den heruntergekommenen englischen Küstenort Margate, wo die Künstlerin ihre Kindheit verbrachte. Die Schönheit des Meeres und der Sonnenuntergänge werden von einer Auswahl Songs aus den 1970er Jahren untermalt. Zum Schluss setzt sich die Künstlerin gleich selbst ins Bild: im gleissenden Sonnenlicht besteigt «Mad Tracy from Margate» – so nennt sie sich selbst – einen Hubschrauber und lässt Margate bombardieren. Wer würde sich nicht gern mit einer ähnlich grossartigen Geste für immer von seinem Kindheitsort verabschieden! (sm)

Alle Filme laufen im Oktober im Kinok St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.

ZWÖLF STUNDEN ST.GALLER LYRIK



Ende Oktober erscheint «Bäuchlings auf Grün». **Die Sammlung lyrischen Schaffens im Kanton St.Gallen des 20. Jahrhunderts ist zwölf Kapitel lang. Ein Leseexperiment in zwölf Stunden.** von Sabina Brunnschweiler

Wer gönnt sich das noch? Einen Abend frei machen und nichts anderes tun als Gedichte lesen. Sich Zeit nehmen und Lyrik: Das scheint eng zusammenzugehören. «Verweile doch!», heisst eine Sammlung von 111 Gedichten Johann Wolfgang Goethes. «Das Stundenbuch» lautet ein Band mit Gedichten von Rainer Maria Rilke. Auf dem Umschlag hier sogar das Rilke-Zitat: «Gib mir doch eine kleine Weile Zeit.» «Bäuchlings auf Grün» heisst die St.Galler Lyrikanthologie, ein Zitat der in St.Gallen lebenden Autorin Christine Fischer. Klingt nach der Aufforderung, sich mitten in einer Wiese auf den Bauch zu legen und den Alltag zu vergessen. Also gut: Die Wiese lass ich weg. Aber die Zeit nehm ich mir. Zwölf Kapitel sind es. Pro Kapitel eine Stunde.

Unvergleichliches vergleichen

Kapitel eins, zwei und drei sind das Ziel meines ersten Lyrikabends. Ich komme gut voran. Ein vertrauter Name folgt auf den nächsten. Dragica Rajcic ist mehrfach vertreten. Es folgt Elsbeth Maag, die rastlose Organisatorin des Buchser Kultursommers, gleich darauf Ursula Riklin, die Mutter des Kollegen, und René Sieber, unser Presswerker. Bald auch Isuf Sherifi, der kosovarische Netzwerker, und Slamer Shqipton Rexhaj. Später auch Marcel Zünd vom Appenzellischen Volkskundemuseum und natürlich Felix Kauf, Toggenburger Dichter und Weinkenner. Neben den vertrauten stehen national geläufige Namen. Da sind etwa Niklaus Meienberg, Elisabeth Gerter, Eveline Hasler. Und wer hat gewusst, dass der Herausgeber der Schweizer Literaturzeitschrift «Hortulus» Hans Rudolf Hilty ein St.Galler war, und Regina Ullmann, die Freundin von Rainer Maria Rilke, eine St.Gallerin?
Schon nach drei Kapiteln wird deutlich, was den Wert dieser Gedichtsammlung ausmacht. «Bäuchlings auf Grün» schafft auf elegante Weise, was eine Anthologie im besten Fall an sich hat: Sie gliedert, macht überschaubar, ermöglicht Einblicke und Überblicke. Sie trifft eine Auswahl und ist dabei originell und interessant – sie stellt Unterschiedliches zusammen und macht so vergleichbar, was ansonsten kaum verglichen wird. Das ist überraschend und kurzweilig. Nach knapp einer Stunde habe ich die ersten drei Kapitel gelesen. Es ist aber erst sieben Uhr. Also nochmals von vorne.

Tinte, freulein, Laserknechte

Die Kapitel sind thematisch geordnet. «Nichts weiter als Tinte auf Papier: Schweigen, Sprechen, Dichten» lautet das erste. Ein stimmiger Anfang. «Sagt bloss nicht / ihr versteht was von Dichten / ihr Gemütssprenger / ihr Angstschlepper», heisst es da. Dora Koster, die in St.Gallen geborene und heute in Zürich lebende Autorin, hat anfangs der achtziger Jahre mit ihrem in der Öffentlichkeit viel diskutierten Buch über ihr damaliges Leben als Zürcher Dirne Aufsehen erregt. Die 66-Jährige macht Freude mit ihrer unzimperlichen, oft witzig-jungen Sprache: «sagt bloss nicht / ihr wisst wo die See den Himmel küsst / ihr Laserknechte / drüben bei Mars feiern sie Liebe / ohne Ring / moosgrün und von Dauer».
An vielen Stellen drücken die Autorinnen und Autoren ihre Nöte im Umgang mit der Sprache aus. Dragica Rajcic kommt natürlich zu Wort, die es mit ihrer «fehlerhaften» treffsicheren Sprache in die vordersten Reihen Schweizer Lyrik geschafft hat: «Sagen sie ruhig was sich zu sagen gebührt / Nennen sie freulein nicht freulein wenn sie / Sprache bestellen». Oder der Teufener Clemens Umbricht: «Die Wörterhäuser sind / die Kartenhäuser, / sie fallen in sich zusammen / und richten sich auf, / mit einem Komma zwischen / den Wänden und einem Punkt / vor der Tür.» Es wird aber auch gefeiert, was Sprache bewirken kann, etwa in René Siebers Text «Dichten»: «Mit dem Wort / erfand ich mich / dann Dich – / so unerreichbar / Du auch bist / Unter meiner Feder / wurdest du lebendig – / ich packte Dich / zärtlich am Schopf / erfand Zaubersprüche / Nun bist du es / die bei mir bleibt / liebevoll flüsternd: / ‹Wie bunt und weit doch / unsere Welt geworden ist!›»

Neon, Brodworscht, Metalllümmel

Um «Liebe, Begegnung, Freundschaft» gehts im zweiten Kapitel mit dem schönen Titel «Als der Himmel voller Neon war», einem Zitat von Felix Kauf. Erstmals harzig wirds im dritten Kapitel zum Thema «Jahreszeiten, Natur, Landschaften». Der Titel «Pappeln rennen durchs Tal» hält nicht, was er verspricht. Es werden Landschaften gemalt, Bewegung gibts hier wenig. Trotzdem: Bereits um halbacht gelange ich wieder bei Kapitel vier an. Ich blättere nicht mehr zurück, sondern lese weiter. Am längsten halte ich mich bei den Kapiteln acht und neun auf: «Reiss die Idole von deiner Wand: Gesellschaft, Politik, Umwelt» und «So schreit kein Tier: Krieg, Widerstand, Leid».
Die Texte sind lauter. Der Inhalt – weniger die Sprache – steht im Vordergrund. Shqipton Rexhajs Texte sind hier untergebracht oder Niklaus Meienbergs «geboren und aufgewachsen in / gefärbt und gebleicht in», mit einer Art Refrain in der Mitte: «O Vavaterstadt / O Vadianstadt / O Gallenstadt / O Nierenstadt / O Olma Brodworscht Biberstadt / O Furglercity Stickerstadt / Schübligtown grau anzuschaun». Oder das sozialistische Gedicht «Metalllümmel» von Rossbart+Kassian. Einige Seiten darauf findet sich auch Hans Fässlers «Die neue Internationale», wo es heisst: «Und die Völker überhörten die Signale / Und verpassten das letzte Gefecht, / Und interkontinentale / Raketen behielten recht.»

O Vavaterstadt / O Vadianstadt / O Gallenstadt / O Nierenstadt / O Olma Brodworscht Biberstadt / O Furglercity Stickerstadt / Schübligtown grau anzuschaun

Zügiges Verweilen

Mitternacht ist vorüber. In sechs statt den vorgegebenen zwölf Stunden habe ich die zwölf Kapitel durchgearbeitet. Im drittletzten Gedicht finde ich schliesslich Christine Fischers Titel-Zitat: «Grün ist die Wiese und weiss das Fleisch. / Bäuchlings auf Grün. / Rücklings auf Grün. / Bäuchlings döst auf gekreuzten Armen, auf gezackten Brüsten, / die Füsse hingelegt ins Grün.» Ganz so gut ist mir das Verweilen in St.Galler Gedichten nicht gelungen. Einmal einen schönen Text entdeckt, zogs mich zügig weiter zum nächsten. Zum Glück sind Anthologien nicht dazu bestimmt, von A bis Z gelesen zu werden. Fürs kurze Innehalten, für die kleine Weile Zeit aber auf jeden Fall.

Buchvernissage: Kultur im Bahnhof. Sonntag, 6. November, 10.30 Uhr. Adrian Riklin und Isabelle Rechsteiner lesen Gedichte, Stefan Suntinger spielt Saxophon.

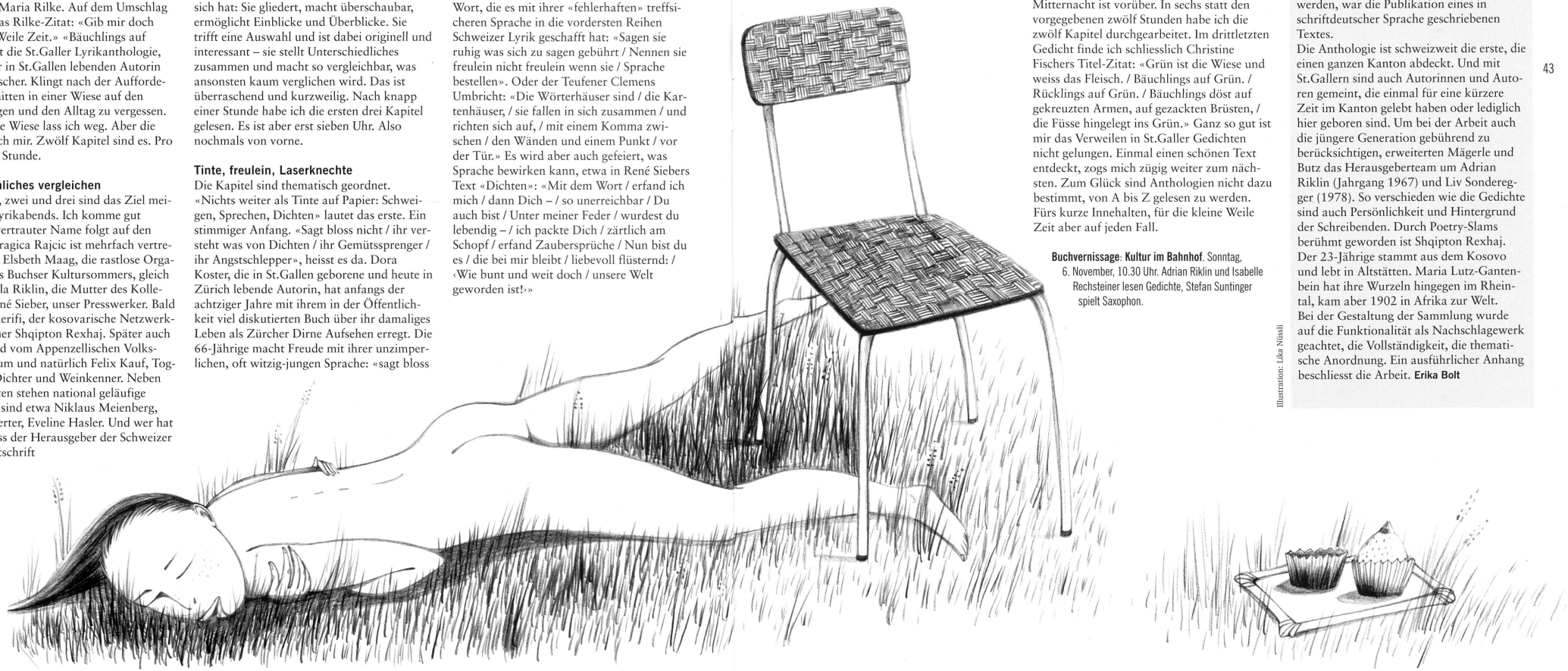


Illustration: Lika Nüssli

«BÄUCHLINGS AUF GRÜN».

ST.GALLER LYRIK IM 20. JAHRHUNDERT

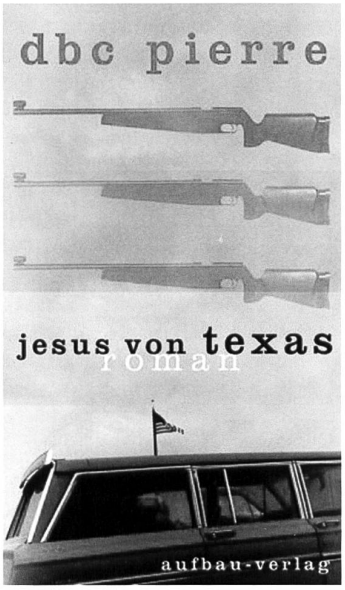
«Am meisten Spass machten die gemeinsamen Tage im Tirol, als die Gedichte auf einer grossen Terrasse für eine Feinauswahl ausgelegt und besprochen wurden: Die Diskussionen in der Gruppe, das Anhören von verschiedenen Ansichten, das Einstehen für die selbst ausgesuchten Texte und das regelrechte Dealen um sie. Und dabei zu bemerken, wie unterschiedlich sich die Autoren zum gleichen Thema äussern», erzählt Christian Mägerle. Vor fünf Jahren hat er gemeinsam mit Richard Butz beschlossen, Gedichte aus dem Kanton St.Gallen zu sammeln, die von 1900 bis 1950 entstanden sind. Als sie ihre Idee bei der VGS Verlagsgemeinschaft St.Gallen vorbrachten, wurden sie gebeten, gleich das ganze Jahrhundert einzubeziehen. Voraussetzung, um in die Lyrikanthologie aufgenommen zu werden, war die Publikation eines in schriftdeutscher Sprache geschriebenen Textes.
Die Anthologie ist schweizweit die erste, die einen ganzen Kanton abdeckt. Und mit St.Gallern sind auch Autorinnen und Autoren gemeint, die einmal für eine kürzere Zeit im Kanton gelebt haben oder lediglich hier geboren sind. Um bei der Arbeit auch die jüngere Generation gebührend zu berücksichtigen, erweiterten Mägerle und Butz das Herausgeberteam um Adrian Riklin (Jahrgang 1967) und Liv Sonderegger (1978). So verschieden wie die Gedichte sind auch Persönlichkeit und Hintergrund der Schreibenden. Durch Poetry-Slams berühmt geworden ist Shqipton Rexhaj. Der 23-Jährige stammt aus dem Kosovo und lebt in Altstätten. Maria Lutz-Gantenbein hat ihre Wurzeln hingegen im Rheintal, kam aber 1902 in Afrika zur Welt.
Bei der Gestaltung der Sammlung wurde auf die Funktionalität als Nachschlagewerk geachtet, die Vollständigkeit, die thematische Anordnung. Ein ausführlicher Anhang beschliesst die Arbeit. **Erika Bolt**

JESUS DIAZ.

«Socialismo o muerte», Sozialismus oder Tod: Das wurde Stalin von Kindsbeinen an eingetrichtert. Und jetzt wird die Fähre, mit der der kubanische Arzt Stalin Martinez seinen täglichen Weg zur Arbeit zurücklegt, doch prompt von drei Fahnenflüchtigen nach Key West entführt, unter der Parole «Miami oder Tod». «Stalin bittet um politisches Asyl in Miami» – das wäre eine Schlagzeile gewesen. Doch Stalin möchte zurück nach Havanna. Zu seinem Fahrrad Fredesvinda, zu seinem Ventilator Pepe und vor allem zu seiner Frau, der wunderschönen Nachtclubtänzerin Idalys. Doch diese hat ihn schon längst mit einem Taxifahrer betrogen. Also lässt Stalin sich über Mexico wieder nach Miami schmuggeln, und nun liegt er hier auf der Dachterrasse seines Bruders Lenin, der sich schon vor langer Zeit abgesetzt hat und sich jetzt «Leo, the best clown in town» nennt. Sechs Tage muss Stalin Martinez hier oben ausharren, ohne Schutz vor der sengenden Hitze Floridas. Alle paar Stunden taucht er seinen Körper in eine Wanne voll Meerwasser, um möglichst das Aussehen eines Bootsflüchtlings zu erlangen. Denn kubanische Schiffbrüchige erhalten in den USA automatisch eine Aufenthaltsbewilligung, während Weicheier wie Martinez, die über Drittstaaten eingereist sind, sofort auf die Insel zurückgeschickt werden.

Jesus Diaz' Roman «Erzähl mir von Kuba» ist eine zärtlichbissige Liebeserklärung an ein gehasstes Land, die durch eine mittelmässige Übersetzung wohl einiges an Charme verliert. (Lieber Piper Verlag, suchen Sie sich bitte bessere Übersetzer. Das haben wir uns schon öfter gewünscht.) Diaz, ein Revolutionär der ersten Stunde, der später selbst ins Exil ging, wurde gegen Ende seines Lebens gar als Landesverräter diffamiert, nicht zuletzt wegen seiner kritischen Worte, mit denen er 1992 die Veranstaltungsreihe «Schöne neue Weltordnung» in der Roten Fabrik eröffnete: Kuba habe sich von der Revolution schon längst entfernt, die Durchhalteparole «Socialismo o muerte» sei verbrecherisch, ebenso die Linke, die solches unterstützte. Aussagen, an denen viele vermeintliche Freundschaften in Brüche gingen, Worte, welche die Hoffnung, jemals nach Kuba zurückkehren zu können, verschwindend klein werden liessen. Jesus Diaz starb 2002 in Madrid, und es muss ihm ähnlich gegangen sein wie Stalin Martinez. Wie wir in seinem Nachruf in der WOZ lesen konnten, sagte er kurz vor seinem Tod: «Sabes, los cubanos en el exilio somos todos locos – wir spinnen alle, denn das Heimweh zermartert uns die Seele.»

Jesus Diaz, Erzähl mir von Kuba. Piper 2003.



DBC PIERRE.

«Jesus loves you» steht in Texas auf jedem zweiten Bumpersticker. Doch was tust du, wenn dein bester Freund, der «Mexikanerbengel» Jesus in einem High School Massaker à la Columbine gerade 16 deiner Klassenkameraden inklusive sich selbst ins Jenseits befördert hat? Wenn die ganze miefige Barbecue-Saucen-Hauptstadt von Texas, in der du aufgewachsen bist, dich als Komplizen verdächtigt? Wenn der Medienheini, der die Tragödie per Live-Kameras ins Internet überträgt, morgens aus dem Bett deiner Mutter steigt, die ihr Leben damit verbringt, auf die neue Kühlschrank-Specialedition zu warten, wenn sie sich nicht gerade mittels Elektroherd umzubringen versucht? Du gehst entweder mit Moms fetter Freundin Rippchen essen bei Bar-B-Chew-Barn, oder aber du machst es wie Vernon Gregory Little und bist 16 und setzt dich in einen Bus nach Acapulco und hast «Las Vegas im Hintern». Vernons Träume von Tropenfischen, Bananenblättern, Affen und Sex werden wahr, als auch noch die fabelhafte Taylor Figueroa auftaucht. Doch das Potenzial für fiese Scheisse im Falle eines wahr gewordenen Traums ist proportional zu der Zeit, die man damit verbracht hat, sich in den Traum reinzusteigern. Und so landet Vernon mehr oder weniger direkt in der Todeszelle, die Internetgemeinde immer noch und bis zum Ende live zugeschaltet.
Das Buch wird mit jeder Seite furchtbarer und besser und schwärzer. Vernons Rotzbengelsprache überzeugt, wie einst schon bei Holden Caulfield. Der Autor DBC (dirty but clean) Pierre hat in seinen 42 Jahren durchgemacht, was in eine «gute» Autorenvita gehört (Drogen, Schmuggeln, Spielen, Betrügen und spektakuläre Autounfälle) und durfte letztes Jahr für «Jesus von Texas» den Booker Preis empfangen.

DBC Pierre, Jesus von Texas. Aufbau Verlag 2005.